

**„Wer will ich sein?“ Von den Grenzen (m)eines guten Lebens**

Die Frage nach den *Grenzen der Moral* ist offenkundig vieldeutig. So kann man beispielsweise nach dem Kreis moralischer Akteure, nach sinnvollen Adressaten von Moral oder nach den Handlungen fragen, die wir in der Kategorie „richtig/falsch“ (gut/böse, geboten/verboten) beurteilen. Sie kann des Weiteren lediglich auf eine Bestandsaufnahme zielen, also deskriptiv ausgelegt, oder ihrerseits als moralische Frage gedeutet werden, als Frage danach, welche Bereiche des Lebens unter das Primat des Moralischen gestellt werden *sollten*: Wo muss man etwas gebieten, verbieten oder erlauben, wo hingegen müssen möglicherweise – sei es im Privaten, sei es im Gesellschaftlichen – amoralische Räume geschaffen werden? Nun hängt die Antwort darauf tatsächlich wesentlich davon ab, wie man „Moral“ fasst, sprich vom moraltheoretischen Ansatz.<sup>1</sup> In diesem Vortrag möchte ich daher zunächst sagen, was ich (nicht) unter „Moral“ verstehe, um dann die Frage nach ihren Grenzen versuchsweise zu beantworten.

Die moderne Moralphilosophie (zuvörderst konsequentialistische und deontologische Ethiken) kennzeichnende Frage *Was soll ich tun?*, der hierzulande nach wie vor das Gebiet der Moral abzustecken größtenteils vorbehalten ist und in deren Sprachspiel ich mich oben aus Gründen der Einfachheit selbst bewegt habe, rückt die *Handlung* des Menschen ins Zentrum des Interesses. Dieses Verständnis von Moral halte ich aus verschiedenen Gründen<sup>2</sup> jedoch für derart unglücklich, dass es kaum verwundert, wenn immer mehr Menschen zu der Ansicht gelangen, Moral könne legitimerweise keinerlei (überindividuelle oder gar objektive) Geltung beanspruchen und man müsse, schon aus pragmatischen Gründen, die Forderungen der Moral daher auf einen überschaubar kleinen Bereich beschränken.

Eher in der Tradition der Tugendethik, die unter der Perspektive des guten Lebens die Beschaffenheit (den Charakter, die Haltung) des *Handelnden* fokussiert, steht die Frage *Wer will ich sein?* Oder: *Was für eine Gesellschaft wollen wir (sein)?*<sup>3</sup> Erkennt man diese Frage als leitend für die eigene Lebensführung an, als maßgeblich für seine Entscheidungen und Handlungen, so zeigt sich, dass im Grunde jeder Bereich des Lebens, der uns in irgendeiner Weise tangiert, eine Positionierung erfordert: In allem bzw. durch alles, was wir tun oder unterlassen, bestimmen wir, wer wir sind.<sup>4</sup> Da wir aber potentiell mit jedem Seienden in Beziehung treten können, ist das Gebiet

<sup>1</sup> Bereits der Begriff „Moral“ meint in verschiedenen Ansätzen jeweils etwas anderes. Siehe dazu z.B. G. E. M. Anscombe (1958): „Modern Moral Philosophy.“ In: *Philosophy* XXXII, No. 124, 1-19. Es wäre daher zu überdenken, inwiefern durch eine bestimmte Verwendung des Begriffs „Moral“ eine metaethische Vorentscheidung getroffen wird.

<sup>2</sup> Die Gründe werde ich im Vortrag nur kurz nennen, sie sind ggf. in der Diskussion näher zu beleuchten.

<sup>3</sup> Es geht mir allerdings nur nachrangig um die Zuordnung zu einer Tradition, entscheidend ist der Gedanke an sich.

<sup>4</sup> Inspirierend hier: Harry G. Frankfurt (1988): *The importance of what we care about: philosophical essays*. Cambridge: Cambridge University Press.

des Moralischen in diesem Sinne grenzenlos, ohne in den Rigorismus abzugleiten: Es hat schlicht keine fixen oder fixierbaren Grenzen.

Stellt die stete Selbstbefragung und -orientierung in ihrer Konsequenz nicht dennoch eine unrealistische und somit kontraproduktive Forderung dar, eine *Überforderung* insbesondere für unser Reflexionsvermögen? Warum das nicht zwingend der Fall ist, sondern warum im Gegenteil auf diese Weise Moral leicht an etwas anschließt, was Menschen in der Regel sowieso tun – Stichwort: biographische Identitätsbildung<sup>5</sup> –, möchte ich zuletzt ausführen. Dass solch ein Ansatz neben seinen Licht- auch Schattenseiten hat, kann im Anschluss diskutiert werden.

---

<sup>5</sup> Siehe dazu z.B. Michael Jungert (2013): *Personen und ihre Vergangenheit: Gedächtnis, Erinnerung und personale Identität*. Berlin; Boston: De Gruyter (dort speziell Kapitel 3.2).